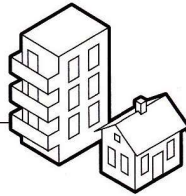


Serie (III) Kaum etwas beschäftigt die Deutschen derzeit so sehr wie die Frage nach bezahlbarem Wohnraum. Der SPIEGEL widmet dem Thema deshalb eine



Sommerserie: Wir fragen, wie die Wohnungsnot die Gesellschaft verändert, wie gute Wohnungsbaupolitik aussehen sollte und wer die entscheidenden Akteure sind.

Die Kluft

Soziale Ungleichheit Arm und Reich wohnen sich immer weiter auseinander. Vor allem Menschen mit niedrigem Einkommen leben zunehmend in eigenen Wohnvierteln.

Heute ist ein guter Tag, Torsten Haß hat Geburtstag. Er wird 45 Jahre alt. Schnell schaut er noch in das Büro des Mehrgenerationenhauses in der Moskauer Straße und sagt Hallo. Er stellt Kuchen für später auf den Tisch. Gleich wird er wieder seinen Stadtteil verteidigen, vehement, wie so oft in den vergangenen Wochen.

Es ist kurz nach 15 Uhr an einem Montag, Haß beginnt gleich seine wöchentliche Sprechstunde ein Stockwerk höher. Er ist seit fast zehn Jahren der Ortsteilbürgermeister des Moskauer Platzes in Erfurt.

Rund 7800 Menschen leben am Moskauer Platz. Er ist einer der vier Ortsteile, die in der Stadt zusammen »Erfurt Nord« genannt werden. Es sind Plattenbausiedlungen aus DDR-Zeiten. Haß nennt sie lieber »Großwohnsiedlung«.

In den vergangenen Monaten kam Erfurt Nord und damit auch der Moskauer Platz in die Schlagzeilen. Als Beispiel für einen Trend, den Wissenschaftler in einer Studie in Ost und West ausgemacht haben: dass sich Arm und Reich, Jung und Alt in Deutschland zunehmend auseinanderleben. Dass sich in den Städten Menschen mit niedrigem Einkommen immer stärker in bestimmten Wohngebieten ballen – Kinder und Alleinerziehende, die Grundsicherung benötigen, Familien, Alte. So wie am Moskauer Platz in Erfurt.

In 80 Prozent der untersuchten Großstädte bleiben die Menschen, die auf Hartz IV angewiesen sind, zunehmend unter sich. Das Thema berührt eine der existenziellen Fragen für den Zusammenhalt einer Gesellschaft: Wie tief ist die Kluft zwischen den Bürgern, auch räumlich? Gibt es in einem Land, wo jeder überall hingehen kann, Orte, die Menschen dennoch nicht aus eigener Kraft verlassen können? Kehren die Armenviertel zurück?

Haß wehrt sich dagegen. In der Vorwoche ist in der »Thüringer Allgemeinen« wieder ein Artikel zu Erfurt Nord mit der Überschrift »Das Kind liegt ganz tief im Brunnen« erschienen. Der Text hat ihn

aufgeregt. Nicht wegen der Probleme, die der Wissenschaftler Marcel Helbig darin beschreibt, die sieht er auch. »Mich stört der negative Touch, in eine bestimmte Ecke geschoben zu werden«, sagt Haß, »nach dem Motto: Da kann man sowieso nichts ändern.«

Der Sozialdemokrat lebt seit vielen Jahren am Moskauer Platz. Er glaubt an Veränderung. »Wenn Sie immer nur erzählen, wie schlimm alles ist, nehmen Sie den Menschen die Hoffnung, dass es auch besser wird.«

Von Haß' Büro sind es knapp 700 Meter zu Fuß bis zur Straßenbahnlinie 2 und dann fünf Stationen bis zur Universität Erfurt. Im ersten Stock des Lehrgebäudes 2 hat jener Marcel Helbig sein Büro. Am Beginn der Strecke sieht die Welt aus wie die Legostadt eines Kindes, wo alles nach oben wachsen muss; Fünfgeschösser, Zehngeschösser, Sechzehngeschösser.

Auch der Forscher Helbig ist in Erfurt geboren. Und doch ist sein Blick auf den Norden der Stadt ein anderer. »Natürlich gibt es Menschen, die schon lange dort leben und bleiben wollen. Aber viele sind eben auch nicht freiwillig da«, sagt Helbig. »Die sind mit dem Fahrstuhl nach unten gefahren.«

Helbig ist 37 Jahre alt und hat eine Professur für »Bildung und Soziale Ungleichheit«. Es geht ihm nicht so sehr um seine Heimatstadt im Besonderen. Er spricht so auch über Rostock oder Kiel. Gemeinsam mit der Doktorandin Stefanie Jähnen hat er für das Wissenschaftszentrum Berlin »die soziale Architektur« von 74 deutschen Großstädten untersucht. Wenn man seiner Studie folgt, trennen sich oben und unten in Deutschland.

In mehr als 60 Städten hat demnach zwischen 2005 und 2014 die Ballung von Menschen zugenommen, die auf Sozialleistungen wie Hartz IV angewiesen sind. Am stärksten dort, wo viele Familien mit Kindern und bedürftige Menschen leben. Und in den Kommunen, in denen die soziale Spaltung bereits am größten ist, ver-

läuft sie schneller. Es gibt nicht viele Ausnahmen.

36 Städte haben mittlerweile Viertel, in denen mehr als die Hälfte der Kinder von Leistungen aus der Grundsicherung lebt. Den stärksten Anstieg gibt es vor allem in ostdeutschen Städten wie Halle oder Potsdam, aber auch Kommunen im Westen wie Kiel oder Köln sind betroffen. In Rostock lebt jedes dritte Kind in einem eher armen Viertel. In Berlin, Schwerin oder Saarbrücken ist es jedes vierte Kind.

Er stellt auch einen zweiten Trend fest: Alt und Jung leben immer seltener Tür an Tür. Die 15- bis 29-Jährigen wohnen zunehmend in anderen Vierteln als die Menschen über 65 Jahre.

Nach der Wende durchliefen die Plattenbauten im Osten im Zeitraffer die Entwicklung, die die »Wohnmaschinen« des Westens wie die in Köln-Chorweiler oder Mümmelmannsberg in Hamburg in den Jahrzehnten zuvor durchgemacht hatten. Wer konnte, zog aus der Platte aus, als die Innenstädte saniert waren und in den Vororten die Eigenheimsiedlungen sprossen.

Das Ausmaß und das Tempo, mit dem sich die Kluft geweitet hat, nennt Helbig »historisch beispiellos«. Im Westen wie im Osten habe der soziale Wohnungsbau das Problem verschärft, denn Sozialwohnungen gebe es vor allem dort, wo viele arme Menschen wohnen. »In vielen Städten«, glaubt Helbig, »ist die Idee einer sozial gemischten Stadtgesellschaft nicht mehr Wirklichkeit.«

Von der Universität sind es rund drei Kilometer zu Fuß zur Fachhochschule Erfurt. Man hat die Legostadt längst hinter sich gelassen, an den Klingelschildern der Häuser stehen weniger Namen. Im Haus 3 sitzt die Fachrichtung »Soziale Arbeit«. Jörg Fischer ist dort Professor und zugleich Vorstand im angegliederten Institut für kommunale Planung und Entwicklung (IKPE), es berät seit 2015 Kommunen und Landkreise in Thüringen.

Im selben Jahr hat sich das IKPE im Auftrag der Stadt Erfurt angeschaut, wie die



MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL



MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL

Ortsteil Moskauer Platz in Erfurt, Rentnerin S.: »Zu wenig Zusammenhalt«

soziale Lage in der Stadt ist. Als Fischer Anfang 2016 den Bericht vorlegte, hatte er zunächst eine gute Nachricht. »Erfurt wächst wirtschaftlich, die Bevölkerungszahl steigt, die Zahl der Arbeitslosen und Hartz-IV-Empfänger sinkt, insgesamt nehmen die sozialen Problemlagen ab.«

Doch sobald er durch die Lupe des Soziologen schaut, tauchen die Probleme auf. Der Aufschwung ist nicht in allen Vierteln und bei allen Bürgern gleichermaßen angekommen. An einem Teil der Menschen ist er großlos vorbeigegangen. Tatsächlich sei die Ungleichheit in der Stadt gestiegen, sagt Fischer. Sie konzentriere sich auf bestimmte Viertel. »Sie können sich nahezu alle Zahlen von der Geburten- bis zur Sterbestatistik anschauen: Sie sehen immer Privilegien in den gleichen Vierteln und die gleiche Benachteiligung in anderen.«

Seine Zahlen sind aus dem Jahr 2014, doch an den grundsätzlichen Trends hat sich wenig geändert. Für Erfurt Nord bedeutete dies: Nach der Grundschule wechselten in Erfurt etwa 44 Prozent auf das Gymnasium, in Erfurt Nord waren es nur halb so viele. Die Arbeitslosigkeit ist höher. In Erfurt Nord leben mehr alte und weniger junge Menschen als im Schnitt der Stadt. Rund 60 Prozent der Kinder unter 15 Jahren lebten in Lebensgemeinschaften, die auf Unterstützung angewiesen waren. 74 Prozent der Alleinerziehenden bezogen Hartz IV.

Es ist nicht so, dass Erfurt nichts täte. »Es fehlt nicht an Unterstützung und Hilfe, sie findet in den betroffenen Stadtteilen verstärkt statt«, sagt Fischer. Es gebe genügend Kitas und Schulen, soziale Einrichtungen von Streetworkern bis zur Schuldnerberatung. Im Reagieren sei Erfurt gut, es hapere aus seiner Sicht am Agieren. Es ist ein Schicksal, das die Stadt mit vielen anderen teilt.

»Das Manko ist, das Wissen in politisches Handeln zu übersetzen«, sagt Fischer. Etwa in der Wohnungsbau- oder Bildungspolitik. Gerade da, wo die größten sozialen Probleme seien, müssten die am besten ausgestatteten Schulen mit den besten Lehrern stehen. Die Stadtteile brauchten eine Imageaufwertung, um attraktiver zu werden. Durch Wohnungsbau in den Vierteln oder an ihren Rändern, der auch für die Mittelschicht attraktiv sei. Nötig sei zudem ein breites Angebot von Kultur- und Freizeiteinrichtungen.

Denn es gibt etwas, das ebenso schwer wiegt wie die Fehlentwicklungen, aber schwerer zu bekämpfen ist: die Stigmatisierung. »Gettoisierung«, »Segregation«, »sozialer Brennpunkt« sind allesamt aseptische Wörter, doch sie besitzen die Kraft, Kopfkino mit Bildern von brachialer Kraft zu kreieren: von brennenden Mülltonnen und Verwahrlosung. In der Regel haben sie wenig mit der Realität zu tun, aber so

ein Ruf klebt wie Kaugummi. »Dort leben erschöpfte Familien und Menschen«, sagt Fischer. »Es ist auch ein Kampf um die Würde.«

Torsten Haß ist im Jahr 2000 mit seiner damaligen Frau an den Moskauer Platz gezogen. »Wir wollten preiswerten Wohnraum«, sagt er. Jahrelang lebten sie zu viert in einer Dreizimmerwohnung von 60 Quadratmetern. Heute wohnt er allein in einer Zweizimmerwohnung.

Als Haß 2001 mit dem Lehramtsstudium fertig war, wurden keine Grundschulpädagogen gebraucht. Er ging in die Erwachsenenbildung, heute ist er der Leiter der Volkshochschule Erfurt. Auch in der Politik hat er sich engagiert, ab 2006 war er für anderthalb Jahre der persönliche Referent des SPD-Oberbürgermeisters. Er kennt die Fehler der Vergangenheit, als es in den Neunzigerjahren hieß, die Stadt müsse von ihrem Kern heraus wachsen. Und als deshalb die Plattenbausiedlungen an der Peripherie vernachlässigt und aus den Augen verloren wurden, sodass die Menschen wegzogen.

»Anfang der 2000er-Jahre haben wir gemerkt, dass etwas geschehen muss und dass wir gegensteuern müssen«, sagt Haß. Man habe die Gebiete nicht mehr sich selbst überlassen und hoffen können, alles werde sich schon regeln. 2009 wurde das Amt des Ortsteilbürgermeisters auch in den Plattenbausiedlungen eingeführt, um den einzelnen Vierteln ein Gesicht und eine Stimme im Rat der Stadt zu geben, so, wie sie die nach der Wende eingemeindeten wohlhabenderen Ortsteile bereits hatten.

Am Moskauer Platz sind die meisten Wohnblöcke nur viergeschossig. Es gibt viel Platz und Grün zwischen ihnen, ein Ärztehaus und Supermärkte in der Nähe. An den Rändern sollen Eigenheimsiedlungen entstehen, 2021 kommt die Bundesgartenschau, und auch der Erfurter Norden soll davon profitieren.

Haß will sein Quartier attraktiv machen. Er will, dass Familien mit Kindern zuziehen. »Ich glaube, wir haben schon einige Schritte voran gemacht«, sagt er. Er weiß aber, dass der Moskauer Platz immer auch ein Gebiet der Sozialwohnungen bleiben wird: »Wir werden nie besser als Durchschnitt werden können.«

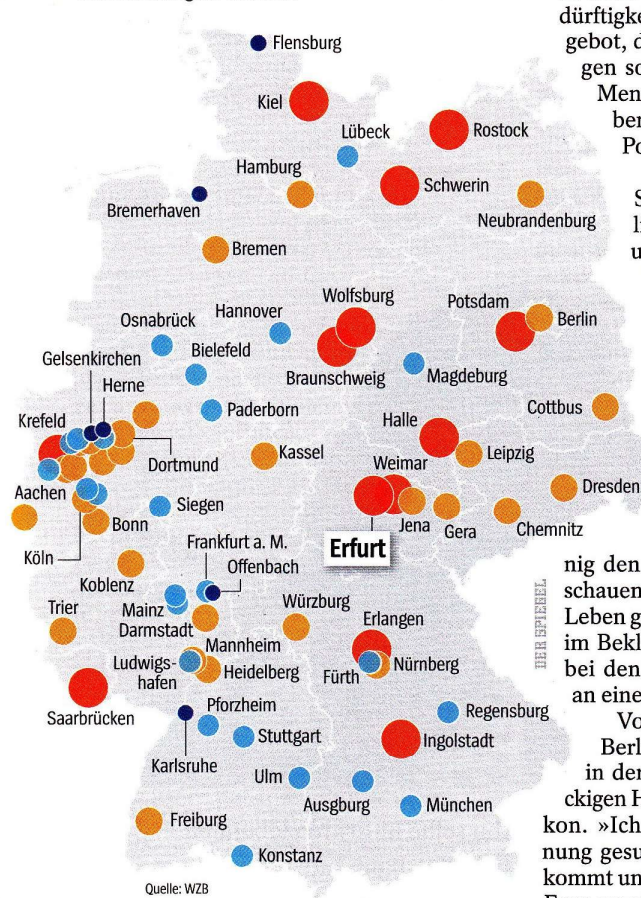
Jede Stadt ist voller unsichtbarer Grenzen. Flussläufe, Bahnschienen, Straßen, die Stadtviertel und ihre Bürger wie Demarkationslinien scharf voneinander abgrenzen.

Vom Moskauer Platz sind es nur ein paar Meter über die Straße der Nationen, dann ist man am Berliner Platz. Es ist ein ähnliches Viertel, nur dass die Wohnblocks etwas dichter stehen, viele Häuser etwas höher und die Zahlen noch etwas schlechter sind.

Arm und Reich getrennt

Städte mit abnehmender sozioökonomischer Durchmischung der Stadtteile

Städte mit guter sozioökonomischer Durchmischung der Stadtteile



Quelle: WZB

Das Quartier hängt nach, man sieht es ihm an. Hier gibt es keinen Geldautomaten mehr und kein Café, der letzte Briefkasten wurde abmontiert. Zwischen leeren Ladenlokalen in der zentralen Einkaufspassage überleben ein paar kleine Läden und ein Ein-Euro-Shop.

Doch auch hier gibt es Hoffnung, und sie heißt Aldi. Zu Jahresbeginn hat der Discounter eine neue, moderne Filiale eröffnet. Am Eingang des Viertels, wo vor gut drei Jahren der letzte Supermarkt dichtgemacht wurde. Mittlerweile ist die komplette Passage aufgerissen und wird saniert. 3,5 Millionen Euro will die Stadt hier in den nächsten Jahren investieren.

Der Aldi ist jetzt der Mittelpunkt des Viertels. Schräg gegenüber hatte bereits im Jahr 2015 der Stadteiltreff aufgemacht, er wird vom selben Verein getragen wie das Mehrgenerationenhaus am Moskauer Platz. Auch er soll eine Anlaufstelle für die Menschen am Berliner Platz werden, sie miteinander vernetzen, ihnen bei Behördenproblemen helfen.

Noch ist das Angebot im Aufbau: Sprechstunden und Smartphone-Schulung

für Senioren, ein psychosozialer Dienst für Migranten.

Jeden Dienstag um zwölf Uhr gibt es einen Mittagstisch für zwei Euro. Es ist keine Tafel, niemand muss eine Bedürftigkeit nachweisen. Es ist ein Angebot, das Menschen zusammenbringen soll. Rentner sind gekommen, Menschen, die schon lange hier leben und gearbeitet haben. Neun Portionen gehen heute raus.

An dem kleinen Tisch am Schaufenster, auf dem ordentlich sortiert Getränke, Gläser und die Kasse stehen, sitzt Tamara S. Sie betreut den Mittagstisch ehrenamtlich. »Wenn ich das nicht machen würde, bekäme ich einen Koller.«

Sie ist 54 Jahre alt und Rentnerin. Erwerbsgemindert, mit Pflegegrad. Sie wurde in Erfurt geboren, war alleinerziehende Mutter, und man verliert ein wenig den Überblick, wenn man überschauen will, was und wo sie in ihrem Leben gearbeitet hat – unter anderem im Bekleidungslager des VEB Minol, bei den Erfurter Verkehrsbetrieben, an einer Tankstelle.

Vor vier Jahren ist sie an den Berliner Platz gezogen. Sie wohnt in der dritten Etage eines zehnstöckigen Hochhauses, zwei Zimmer, Balkon. »Ich habe eine preiswerte Wohnung gesucht«, sagt Tamara S. Sie bekommt unter 1000 Euro Rente, ein paar Euro zu viel, um Anspruch auf Grundversicherung zu haben. Dazu kommen 73 Euro Wohngeld im Monat. Sie zahlt 412 Euro Miete warm. Sie hat keinen Anspruch auf einen Sozialausweis, der das Leben billiger macht. Die Befreiung vom Rundfunkbeitrag ist jedes Mal ein Kampf.

Was sie störe in ihrem Hochhaus, sei der ständige Wechsel. Niemals kehre Ruhe ein. »In den letzten zwei Jahren gab es Umzüge in allen Wohnungen«, sagt sie, »ich kenne vielleicht noch eine Nachbarin.« Die Isolation und die Anonymität im Stadtteil würden immer größer. »Es wird zu wenig für den Zusammenhalt getan.«

Sie kommt zurecht, sie hat sich arrangiert, irgendwie auch mit dem Viertel. Sie mag die Aufgabe im Stadteiltreff. Sie glaubt, es brauche mehr solcher Orte. Aber ist das hier ihre Heimat? Sie weiß nicht, ob es nur eine Zwischenstation ist: »Angewommen bin ich am Berliner Platz noch nicht.«

Markus Dettmer

► Lesen Sie kommende Woche

Fetisch Eigenheim: die teure Liebe der Deutschen zu ihrer Immobilie